

ausforderungen nicht nur der Politik, sondern auch der Naturschutz- und der Ökologiebewegung, diese Identität als Summe, als – erlauben Sie das Schlagwort! – vernetztes System zu begreifen: Nicht mehr nur als wirtschaftliches Strukturproblem; nicht allein als denkmalschützerische Herausforderung; nicht allein als funktionierendes Sozialgefüge; nicht allein als ökologischen Lebensraum. Sondern als all das zugleich und mehr. Kurzum gesagt: Als **Heimat**.

Diese sehr komplexe, vielgestaltige Identität erwirbt sich nicht wie unsere kurze eigene in Jahren oder in Jahrzehnten, sondern in Jahrhunderten, Jahrtausenden und mehr. Doch um sie zu verlieren, um sie irreparabel zu beschädigen und zu zerstören, reicht oft – was wir gleichfalls schmerzhaft lernen mußten – eine Entscheidung am Schreibtisch, eine Spanne weniger Tage oder Wochen, aus.

Noch hat Bayern, noch hat speziell Franken, viel von dieser einzigartigen Identität. Es hat sogar hinzugewonnen. Denn es steht nunmehr in seiner wiedererlangten, alten Nachbarschaft zu Thüringen; es steht erneut in der uralten, freundschaftlichen Nachbarschaft zu Böhmen, dem heutigen Tschechien und damit wiederum im Herzen statt am Rande Mitteleuropas. Diese wirklich weltbewegende, gewiß auch wirklich schwierige und ungewohnte Neubestimmung des Begriffs von Heimat durch die Geschichte selber ist uns 1989 mit Recht als ein Wunder, ein unschätzbares Geschenk erschienen. Und daß ein paar windige Jahre später dieses Geschenk uns plötzlich zu teuer wurde, daß der sogenannte Aufschwung Ost zu einem kleinlich-bürokratischen Gebräu aus Solidaritätszuschlag und Standort-Neid verkam, ist bitter, aber doch nicht völlig überraschend. Ich erdreiste mich auch hier zu keinem allgemeinen Urteil. Dieses Thema ist zu eng verknüpft mit Menschen-Schicksal, um es flott in einem zu diskutieren. Dennoch kann ich es nicht ganz aus der Erwägung streichen, wenn ich hier gefordert bin, von Heimat zu reden. Ich kann wiederum nur für mich selber sprechen, doch es zählt nun einmal zu den stärksten, prägendsten Erfahrungen meiner Familie, auch und vor allem meines Vaters, daß Heimat eben

nicht zum Nulltarif zu haben ist. Daß man bereit sein muß, dafür zu zahlen – und sei es mit der eigenen Existenz. Ich fürchte, daß die schmerzhaften Erfahrungen und Lehren im Wiedervereinigungsprozeß auch deshalb so besonders desillusionierend ausfielen, weil wir es – bei allen Sonntagsreden – vier Jahrzehnte lang versäumten, uns in dieser einen, simplen Einsicht einzuüben. Weil wir Heimat allzu lang allein als ausbeutbares wirtschaftliches Kapital betrachtet haben, um dann die Verfahrensweisen des Verzichts zu kennen, geschweige denn im Griff zu haben, als die Stunde des Verzichtens uns betraf.

Anders ausgedrückt: Der ökologische Mißbrauch der Jahre vor '89 und das wirtschaftlich-soziale Desaster der Jahre nach '89 haben möglicherweise ursächlich miteinander zu schaffen; weit mehr, als der flüchtige Blick es preisgibt. Heimat nämlich läßt sich nicht beliebig „erschließen“. Heimat wächst nicht nach, selbst wo sie zuwächst. Und wer sie im Ausverkauf verhökert, merkt am Ende, daß er sie verkauft hat. Daß es irgendwann nichts weiter zu verkaufen gibt.

Diesen Ausverkauf von Heimat also sind wir aufgerufen, zu bekämpfen. Wobei kämpfen auf den ersten Blick als allzu großes Wort erscheint. Es sind meist keine spektakulären, mediengerechten Schlachten mehr wie einst vor Gorleben und Wackersdorf. Heimat stirbt an vielen, endlos öden Kleinigkeiten. Unsere Landstriche und Städte versinken nicht mehr wie vor 53 Jahren unter Bombenteppichen. Sie ersticken ganz banal am neuen Einkaufsmarkt am Ortsrand, an der Großtankstelle gleich daneben; am nachwuchernden Gewerbegebiet – kurz, am Gesichtsverlust, der sie fast schleichend um und um befällt, bis wir die altvertrauten Züge nicht mehr kennen.

Dies soll ausdrücklich keine Argumentation sein gegen Handel und Wandel, die schon immer Frankens Chance und Frankens Stärke waren. Es meint nur die Art, wie wir hier handeln und in was wir unsere Landschaft wandeln. Es meint den bedenkenlosen, weniger denn je von planender Vernunft gelenkten Verbrauch an Landschaft, an lebendiger Fläche. Es ist längst als Sprichwort in den Sprachschatz eingegangen, daß man dererlei

Großverschandelungen, dererlei Parkplatz-Wüsten, Konsumentenfallen und Hirn-Waschanlagen in der Regel „auf die grüne Wiese“ baut, also ins Freie, sichtbar Offene, ins Grüne, halbwegs Unbeschädigte. Sei es – ich nenne vier fast schon beliebige Exempel – der barbarisch geplante Supermarkt im Pegnitztal bei Hohenstadt, sei es das Gewerbegebiet Markt Thiersheim bei Wunsiedel oder – fast direkt vor meiner Haustür – das von Himmelkron bei Kulmbach. Oder sei es der unsägliche Plan des Gewerbeparks Nürnberg-Fürth-Erlangen, im historisch einzigartigen Knoblauchland, ein sogenannter „Park“, dem man vor ein paar Tagen noch das letzte grüne Feigenblatt vom fruchtlosen Gekröse rupfte.

Es ist überall das gleiche Bild – ein deutsches Einheits-Bild des Jammers: Trostlose, flachbrüstig ins Breite der Natur gefläzte Riesenkisten, taubes Meteorgestein in einer aufplanierten Asphalt-Kalahari; einzig rundherum flattert ein Meer von Fahnen: Herrschaftszeichen, aufgepflanzt von MITSUBISHI, OBI und IKEA, die uns weithin zeigen, wer denn eigentlich im Land die Macht ausübt. Und wenn man dann da lesen muß, daß Fürths Oberbürgermeister seine Entscheidung für den betonierten Alptraum gegenüber Kritikern auf die denkbar brutalste Formel bringt: „Sie wollen Ökologie, wir wollen Gewerbe!“; wenn man lesen muß, daß der Regierungspräsident von Oberfranken derlei ins Weichbild unserer Heimat zementierte Klunker als „Perlen an einer Perlenkette“ bejubelt, ahnt man immerhin doch, welche Wirrungen der menschlichen Ästhetik solchen außerirdischen Szenarios Vorschub leisten.

Und es sage keiner, keiner, daß es zu den gnadenlos dem Antlitz unserer Städte ins Gesicht geschlagenen Zigarrenkisten keine Alternative gäbe! Ganz im Gegenteil: Die längst vorhandenen, der Volkswirtschaft am wenigsten verzichtbaren Alternativen sind es, die am ersten und am schlimmsten betroffen wurden. Denn die Megatempel unserer Ramsch-Kultur beleben nicht die regionale Wirtschaft; nein, sie richten das gewachsene, vielfältig kompetente regionale Handwerk, richten Handel und Agrarwirtschaft zugrun-

de. Sie beleben nicht die Innenstädte; sie veröden sie. Sie fördern nicht die umliegende Landwirtschaft, sondern berauben sie der letzten Chance, kurz: Sie schaffen keine Arbeitsplätze. Sie vernichten Arbeitsplätze. Sie befördern nicht einmal den wirtschaftlichen, gesundheitlichen und ökologisch sinnvollen Verbrauch von Lebensmitteln: Nämlich den aus der Region; was sie vielmehr befördern ist Butter aus Irland, Bier aus Hamburg oder Mozzarella aus Italien (wobei immerhin – wir wollen hier nicht ungerecht sein – vorab erst die Milch per LKW aus Bayern nach Italien verfrachtet werden mußte).

Sagte ich, es seien heute für die Heimat, für das Überleben unserer Region und für die praktische Vernunft des Daseins keine Kämpfe mehr zu schlagen? Im Gegenteil – es fängt erst an!

Und auch die großen, schicksalhaften Schlachten sind in diesem Land, in diesem Franken noch nicht ausgestanden; selbst wenn ihr Elan sich – allzu leicht verständlich – durch Ermüdung abgenutzt hat. Denn dieses Land ist müde geworden; es hat resigniert vor einer Politik, von der es außer hilflosem Bedienen alter Mechanismen längst nichts mehr erwartet. Allerdings: Diese Mechanismen haben bisweilen immerhin großen Stil. Und ganz besonders meine engste Heimat, die Region zwischen Bad Neustadt an der Saale, Bamberg, Coburg und Bayreuth wird uns derzeit im wahrsten Sinne des Wortes verwurstet: Zugeplant und zugebaut mit nachgeradezu gigantischen, am wirklichen Bedürfnis der Region absolut vorbeigeschusterten Verkehrskonzepten.

Da ist einmal das unsägliche Renommierprojekt eines sechsspurigen Ausbaus der A 9 von Nürnberg nach Berlin, ein Projekt, das über weite Strecken einem kompletten Neubau gleichkommt und mit seinen Stütz- und Brückenkonstruktionen einige der kostbarsten Regionen der Fränkischen Schweiz in eine Betonwüste verwandelt.

Da ist die von Schweinfurt über Bad Kissingen, Bad Neustadt, Meiningen und Suhl nach Erfurt geplante Autobahn A71 mit Brücken-Konstruktionen bis zu 700 m Länge. Und da ist, gerade einmal 50 km östlich,

parallel dazu der aberwitzige Plan einer A73 von Bamberg über Lichtenfels, Coburg und Hildburghausen wiederum nach Suhl in Richtung Erfurt. Baupreis der drei weitgehend parallelen Strecken jeweils mehrere Milliarden. Und da ist schlußendlich die gleichfalls geplante ICE-Trasse von München, Ingolstadt und Nürnberg über Bamberg und Coburg wiederum nach Erfurt: Eine weitere Milliarden-Investition, während der simple Ausbau des vorzüglichen, bereits vorhandenen Straßen- und Schienen-Netzes wegen angeblichen Mangels an öffentlichen Mitteln brachliegt. Erklärt mit das einer?! Kann mir ein Mensch sagen, warum hier im Abstand von je 50 km drei monströse Highways in die Landschaft geklotzt werden sollen; warum zu vier vorhandenen Schienensträngen noch ein fünfter kommen soll, der überdies nur mit enormen (und enorm naturzerstörerischen) Brückenbauten und Tunnels zu realisieren ist?

Verehrte Damen und Herren, das Kulturland zwischen Lichtenfels und Bamberg heißt im Volksmund „Gottesgarten“; vielleicht eine der liebevollsten Wortschöpfungen unserer Sprache; weil hier – überkrönt von den zwei singulären Kirchenbauten Banz und Vierzehnhiligen – eine jahrhundertelange behutsame Kultivierungsarbeit eine Tallandschaft tatsächlich in einen Garten Gottes, in ein einzigartiges, schönes und damit auch schützenswertes Natur- und Kulturdenkmal verwandelt hat. Just in diesem – ohnehin schon schmerzhaft verletzten – Gottesgarten aber denkt sich eine vor allem Schützenswerten blind gewordene Planungswirtschaft die perverse Doppelschneise einer Autobahn und eines ICE-Transits; denkt sich gnadenlos in ihrer Ungeschlachtheit prahlende Betonkonstrukte; denkt sich Bau-Gewerke, die den Architekturen eines Johann Dientzenhofer und Balthasar Neumann wenn schon nicht an Eleganz, dann immerhin an Klobigkeit den Rang für immer abzulaufen drohen.

Kann ein Mensch mir das erklären?! Kann ein Mensch mir Gründe bieten für derlei Projekte, die – absurd genug – bislang bei jeder Anhörung die wirklich triftige und zwingende Begründung schuldig blieben?

Reden wir an diesem Tag von Heimat, meine Damen und Herren? Nun, dann müssen wir, so sehr es schmerzt, auch davon reden! Müssen immer wieder fragen, mahnen, kämpfen, die Ermüdung und Verzweiflung überwinden, müssen uns dem Irrsinn widersetzen. Denn **Heimat** ist **endlich**. Heimat ist ein Kapital, das einzig Zinsen trägt, wenn man es nicht vom Konto abhebt und vergeudet. Und mit jedem Parkplatz, jedem Möbelcenter, jedem Streckenmeter Autobahn wird nicht etwa, wie die Weismacher erzählen, unserem Dasein neues Kapital gegeben. Uns wird vielmehr – unersetzlich und unrettbar – Stück für Stückchen unseres Lebenskapital, sprich: unserer Heimat aus der Hand genommen.

Klingt das zu pathetisch? Das Wort Pathos heißt im Deutschen „leiden“ wie auch „Leidenschaft“. Und wo eine Landschaft, nein mehr noch: Wo eine der reichsten europäischen Kulturlandschaften in Gefahr ist, ihren Untergang auf Raten zu erleben, sollte Leidenschaft kein Makel, sondern eine Tugend und Verpflichtung sein.

Klang es zu nostalgisch, zu verliebt ins Gestrige? Nun, Nostalgie bedeutet Heimweh. Heimweh aber kommt von einer Heimat, die man nicht mehr findet, die man zu verlieren fürchtet. Und ich kann nicht leugnen, daß mich, wenn ich heute, kurz vor der Jahrtausendwende, heim nach Franken komme, immer tiefer ein Gefühl von Heimweh statt von Heimkehr erfaßt. Wo ich schaue, mischt Verlust sich ein. Ist so das Leben? Man wird älter – sicher. Aber zwischen Sentimentalität und Fakten weiß ich immer noch recht gut zu unterscheiden. Und mein Heimweh ist bitter; aber es ist von nüchterner Art. Es ist Bewußtsein einer schleichenden Entwurzelung, eines Verlustes an Boden. Der Verlust jedoch ist meßbar, ist bezifferbar, ist, wenn man sich die Mühe machen wollte, in Prozenten auszuweisen. Heimat aber wächst nicht nach. Auch sie ist meßbar. Unermeßlich ist allein der Schaden, wenn wir sie verloren haben. Reden wir an diesem Tag von Heimat? Nun – dann sollten wir auch davon sprechen. Stoff genug für eine Rede. Stoff genug für einen Tag.

Ich danke Ihnen.

## Ein Herzogtum und viele Kronen: Coburg in Bayern und Europa

*Bayerische Landesausstellung 1997 auf der Veste Coburg und Schloß Callenberg  
vom 3. Juni bis 28. September*

Das Haus der Bayerischen Geschichte und die Kunstsammlungen der Veste Coburg veranstalten in Zusammenarbeit mit der Stiftung der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha'schen Familie und der Stadt Coburg die Bayerische Landesausstellung „Ein Herzogtum und viele Kronen. Coburg und Bayern in Europa“. Ausstellungsorte sind die Veste Coburg und das erstmals einer breiten Öffentlichkeit zugängliche, renovierte Schloß Callenberg, eine ehemalige Sommerresidenz der Coburger Herzöge.

Auf über 2400 m<sup>2</sup> Ausstellungsfläche wird mit bedeutenden Objekten von Leihgebern aus ganz Europa die Entwicklung des Herzogtums Sachsen-Coburg dargestellt. Die Herzöge aus dem Hause Sachsen-Coburg stiegen im 19. Jahrhundert zu europäischer Bedeutung auf. Anhand einiger Stationen der wechselvollen Geschichte der Stadt Coburg und ihres Umlandes wird aufgezeigt, wie sich der thüringische Kleinstaat seit dem 16. Jahrhundert entwickelte und schließlich zu einer Region des modernen Bayern wurde, die heute nach dem Fall der „Mauer“ wieder ihre alte Mittlerfunktion einnehmen kann.

Im Internet (<http://www.bayern.de/HDBG>) sind ein bebildeter Rundgang durch die Ausstellung und der Text der Lehrerhandreichung abrufbar

### *Veste Coburg*

Ein erster Schwerpunkt ist der historischen Residenzstadt gewidmet. Zeitgenössische Stadtansichten vermitteln ein anschauliches Bild Coburgs in der frühen Neuzeit. Das Kurfürstentum Sachsen, zu dem die Pflege Coburg Anfang des 16. Jahrhunderts gehörte, war eines der Zentren der reformatorischen Bewegung. Seit 1521/22 verkündete der Pre-

diger Balthasar Düring an der Coburger Moritzkirche das Evangelium im Sinne Luthers. Luther selbst hielt sich während des Augsburger Reichstages 1530 einige Monate auf der Veste Coburg auf, wie die in die Ausstellung integrierten „Lutherzimmer“ bezeugen. Unter Herzog Johann Casimir (1564 – 1633) wurde die Neuorganisation der Verwaltung sowie des Kirchen- und Schulwesens intensiv betrieben. 1605 stiftete er das Gymnasium Casimirianum. Als Erziehungsstätte für die herzoglichen Beamten stand es zwischen Lateinschule und Universität. Das Leben und Feiern am Hof Johann Casimirs wird durch Ausstellungsstücke wie den Harnisch seines Hofzwergs, Waffen und Jagddarstellungen wieder lebendig.

Europäische Bedeutung gewann das Haus Sachsen-Coburg durch seine dynastischen Verbindungen im 19. Jahrhundert. Ausgangspunkt war eine Heirat zwischen der Coburger Prinzessin Juliane und einem Enkel der russischen Zarin Katharina der Großen 1796. 1816 heiratete Prinz Leopold von Sachsen-Coburg die britische Tronerin Charlotte, die jedoch 1817 starb. 1818 heiratete Leopolds Schwester Victoria Herzog Edward von Kent, aus deren Ehe die berühmteste Vertreterin des Hauses Coburg hervorgehen sollte: Königin Victoria von England. Diese heiratete 1840 ihren Cousin Albert von Sachsen Coburg. Mit den Kindern und Enkeln, die dieser Ehe entstammten, sowie den Nachkommen aus weiteren Familienzweigen gehörten Mitglieder des Hauses Coburg einem Großteil der europäischen Herrscherhäuser an: dem deutschen und österreichischen Kaiserhaus, dem russischen und bulgarischen Zarenhaus sowie dem englischen, belgischen, schwedischen, dänischen, norwegischen, griechischen, rumänischen, jugoslawischen, spani-